

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 45

Artikel: Die arme Baronin

Autor: Keller, Gottfried

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mutterliebe.*)

Von Robert Scheurer.

In einer kleinen Hütte wohnte
Seit vielen, langen Jahren schon
Allein mit ihrer einz'gen Ziege
Die alte Mutter Fénelone.
Mit Geißennmilch und hartem Brote
Nähr't sich die Frau tagein, tagaus;
Und dann und wann formt' sie ein Räschchen,
Doch nimmer war's zum eig'nem Schmaus;
Denn klopft' ein Armer müd' und hungrig
Ans Heim der Mutter Fénelone,
Gleich reicht' die Gute ihm ein Räschchen
Und sprach: „Nehmt dies für meinen Sohn!“
Und ward mal Einer wunderlich
Ob dieser rätselhaften Sprach,
So zog ihn die barmherz'ge Alte
Mit ernster Miene ins Gemach:
„Mein Sohn ging fort vor vielen Jahren.
Wie schrieb er heim. Kam nie zurück.
Ob ihn schon fremde Erde dedet?...
Ob blendet ihn des Lebens Glück?...
Ein Räschlein meiner lieben Ziege,
Das beste, was die Hütte heut,
Wird jedem Heischenden geschenkt
Als Scherlein der Barmherzigkeit.
Soll' arm mein Kind die Welt durchirren,
Wer'd Nächstenliebe ihm zuteil
Wie ich es jedem Dürft'gen tue;
Der Mutter Wohltat sei ihm Heil!“

Die Jahre schwanden. Eines Abends
Ein fremder Mann durchs Gärtlein schritt.
Da stuft' er. Eine Krankenschwester
Teilt' ihm den Tod der Greisin mit.
Erbleichend stürzt' der Mann ins Stübchen.
Im Sarg lag Mutter Fénelone
Und auf dem Tisch ihr letztes Räschchen,
Ein Zettel drauf: „Für meinen Sohn!“

*) Geschehen in einem Dorfe der Vendée.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller.

Brandolf, ein junger Rechtsgelehrter, eilte die Treppe zum ersten Stockwerk eines Hauses empor, in welchem eine ihm befreundete Familie wohnte, und wie er so in Gedanken die Stufen übersprang, stieß er heinah' eine weibliche Person über den Haufen, die mitten auf der Treppe lag und Messer blank scheuerte. Es war ihm, als ob mit einem der Messer nach seiner Ferse gestochen würde; er sah zurück und erblickte unter sich das zornrote Gesicht eines, soweit er wegen des umgeschlagenen Kopftuches sehen konnte, noch jugendlichen Frauenzimmers, welches er für ein Dienstmädchen hielt. Grobend, ja böse blidte sie nieder auf ihre Arbeit, und Brandolf trat unangenehm' betroffen in die Wohnung seiner Freunde. Dort untersuchte er den Absatz seines Stiefels und fand, daß wirklich eine kleine Schramme in das glänzende Leder gestoßen war.

„Es ist doch ein Elend mit uns Menschen!“ rief er aus; „täglich sprechen wir von Liebe und Humanität, und täglich beleidigen wir auf Wegen, Stegen und Treppen irgend ein Mitgeschöpf! Zwar nicht mit Absicht; aber muß ich mir nicht selbst gestehen: wenn eine Dame im Atlaskleide auf den Stufen gelegen hätte, so würde ich sie sicherlich beachtet haben! Ehre dieser wehrbaren scheuernden Person, die mir wenigstens ihren rächenden Stachel in die Ferse gedrückt hat, und wohl mir, daß es keine Achillesferse war!“

Er erzählte den kleinen Vorgang. Alle riefen: „Das ist die Baronin!“ und der Hausvater sagte: „Lieber Bran-

dolf, diesmal hat Ihre humane Düsterei den Gegenstand gänzlich verfehlt! Die Dame auf der Treppe ist eine wahrschafte Baronin, die aus reiner Bosheit, um den Verkehr zu hemmen, und aus Geiz, statt ihre Innerräume zu brauchen, die gemeinsame Treppe mit Hammerschlag beschmückt und Messer blank fest und dabei aus Adelstolz uns Bürgerliche weder grüßt noch auch nur ansieht!“

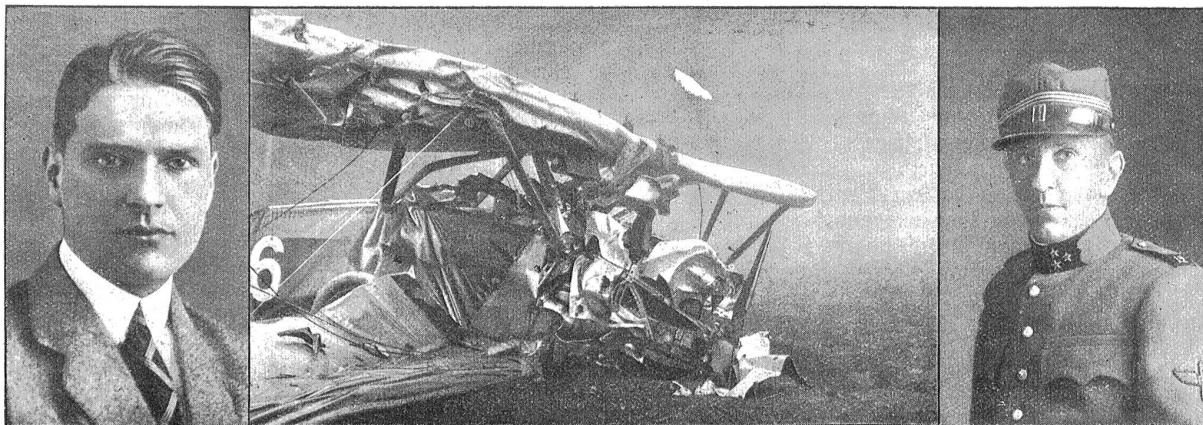
Bewundert über diese seltsame Aufklärung, ließ sich Brandolf das Nähere berichten. Die Baronin war vor einigen Wochen in das Haus gezogen, in die jenseitige kleinere Hälfte des Stockwerkes, und hatte alsbald ihren prunkenden Namen an die Türe gehetzt, zugleich aber einen Zettel vor das Fenster gehängt, welcher eine möblierte Wohnung zum Vermieten ausbot. Schon waren einige Fremde dagewesen, aber keiner hatte es länger als ein paar Tage ausgehalten, und sie waren mittels Bezahlung einer tüchtigen Rechnung entflohen. Wer in die aufgestellte Falle dieser Mieter ging, der durfte in seiner Stube nicht rauchen, nicht auf dem prunkhaften Sofa liegen, nicht laut umhergehen, sondern er mußte die Stiefeln ausziehen, um die Teppiche zu schonen; er durfte nicht im Schlafrock oder gar in Hemdsärmeln im Fenster liegen, um die freiherrliche Wohnung nicht zu entstellen, und überdies befand er sich wie ein hilfloser Gefangener, weil die Baronin keinerlei Art von Bedienung hielt, sondern alles selbst besorgte und daher jede Dienstleistung rundweg verweigerte, welche nicht in der engsten Grenze ihrer Pflicht lag. Sie stellte alle Morgen eine Flasche frischen Wassers hin und füllte am Abend das Waschgeschirr; sonst aber reichte sie nie ein Glas Wasser, und wenn der Mieter am Verschmachten gewesen wäre. Das alles begleitete sie mit unfreundlichen, oder vielmehr meistens mit gar keinen Worten. Niemand kannte ihre Verhältnisse und woher sie kam; mit niemandem ging sie um, und wenn ihre häuslichen Beschäftigungen sie an den Brunnern, in den Hof, unter die Mägde und Dienstleute führten, so fuhr sie wie ein böser Geist schweigend unter ihnen herum.

Kurz, man war übereingekommen, daß sie ein ausgemachter Teufel und Unhold sei, welcher sein menschenfeindliches und räuberisches Wesen auf eigene Faust betriebe und hauptsächlich den Plan gefaßt habe, durch sein Benehmen einen häufigen Wechsel der Mieter zu veranlassen, um solcher Gestalt viele kleine, aber dennoch übertriebene Rechnungen auszustellen und überschüssige Mietgelder einzehlen zu können, wenn die Verunglückten vor der Zeit wegzogen. Und dieser Plan, wenn er wirklich bestand, war allerdings nicht übel, da das Haus in einer lebhaften und schönen Straße lag, welche immer aufs neue anständige und wohlhabende Fremde herbeilockte, die dann froh waren, sich bald loszuhausen und andern Platz zu machen.

Als diese Schilderung, verwebt mit noch vielen absonderlichen Zügen, beendigt war, fühlte Brandolf eher ein geheimes Mitleid mit der bösen Baronin, als Zorn und Verachtung, und als die Freunde ihn scherhaft fragten, ob er nicht ihr Hausgenosse werden und bei der wunderlichen Nachbarin einziehen wolle, erwiderte er ernsthaft: „Warum nicht? Es käme nur darauf an, die Dame in ihrem eigensten Wesen an der Kehle zu packen und ihr den Kopf zurechtsuzetzen!“

Da er aber sah, daß die Frau des Hauses nicht gezeigt war, des weitern auf diesen Scherz oder Gedanken einzugehen, so schwieg er, kam aber für sich darauf zurück, als er auf der Straße bemerkte, daß die Vermietungsanzeige eben wieder vor dem Hause hing.

Brandolf konnte gar nicht begreifen, wie man bösen und ungerechten oder tollen Menschen gegenüber in Verlegenheit geraten und den Fürzern ziehen könne. So gutmütig und friedfertig er im Grunde war, empfand er doch stets eine rechte Sehnsucht, sich mit schlimmen Räuzen herumzuzanken und sie ihrer Tollheit zu überführen. Wo er von erlittenem Unrecht hörte, wurde er noch zorniger über die, welche es duldeten, als über die Täter, weil durch das



† Oberleutnant Hugi.

Der zerstörte Apparat.

† Hauptmann von Tobel.

Zum Fliegerunglück bei Kirchdorf (Bern) am 14. Oktober 1927.

(Eiché : „Schweizerfamilie“.)

Zu dem Bericht über das Unglück in Nr. 43 unseres Blattes können wir noch folgendes nachtragen: Das Flugzeug, ein Militärdoppeldecker mit 260 PS-Maybach-Motoren wurde von Hauptmann Walter von Tobel, Kommandant der Fliegerkompanie 12, geführt. Hauptmann von Tobel, Pilot seit Oktober 1924, gebürtig von Buchs, geboren 1895, wohnhaft in Steffisburg, bekleidete in der Firma Selva A.-G., Thun, eine Ingenieurstelle; der Beobachter, Oberleutnant Hans Hugi, geboren 1900, von Kiesen, wohnhaft in Bern, wurde dem Stab der Fliegerabteilung 2 zugewiesen. Hans Hugi erwarb das Beobachterbrevet im Oktober 1925, und seine hervorragenden Leistungen als Beobachterphotograph haben seine Anstellung als Ingenieur bei der Landestopographie herbeigeführt, wo er seit einem Jahr tätig war. Die beiden Flieger hinterlassen Frau und Kinder.

ewige Nachgeben diese Unglückslichen nie aus ihrer Verbundenheit herausklären. Nur die offene Gewalt ließ er unbekämpft, weil sie sich selbst brandmarke und weiter keiner Beleuchtung bedürfe, um in ewiger Tämmerei und Selbstzerstörung dazustehen. Er besaß ein tiefes Gefühl für menschliche Zustände und vertraute so sehr auf das Menschliche in dem Menschen, daß er sich vermaß, auch im Verstötesten diesen Urquell zu wedeln oder wenigstens dem Sünder das Bewußtsein beizubringen, daß er durchschaut und von der Übermacht des Spottes umgarnt sei. Allein sei es, daß die Argen seine sieghafte Sicherheit von weitem ausspürten, sei es das irdische Schicksal, welches uns das, was man wünscht, selten erreichen läßt, Brandolf bekam fast nie so recht wohl begründete Händel, und wo eine ausgesuchte üble Existenz blühte, kam er immer zu spät, die Blume zu brechen.

Daher ging er an der Pforte der Baronin wie an einem verschlossenen Paradies vorbei, in welches einzudringen und mit dem hütenden Drachen zu streiten er sich herzlich sehnte.

Als im September die Freundesfamilie samt Kindern und Dienstboten, mit Kisten und Räften im Wagen untergebracht war, um die Reise nach Italien anzutreten, wo ein Winter verlebt werden sollte, als die schwerfällige Maschine endlich unter den Seufzern der Haus- oder hier der Reisefrau fortrollte, da hatte Brandolf, der den Schlag zugemacht, im Hause eigentlich nichts mehr zu tun, und er hätte füglich nach seiner eigenen Wohnung gehen können. Er stieg aber wieder die Treppe hinauf, klingelte bei der Baronin und wünschte ihre Zimmer zu besuchen. Sie erkannte ihn als denjenigen, der sie auf der Treppe gestoßen, und als den täglichen Besucher der Nachbarherrschaft. Misstrauisch und mit großen Augen sah sie ihn an, ohne ein Wort zu sprechen, und hielt die Tür so, als ob sie ihm dieselbe vor der Nase zuzuschlagen wollte; doch konnte sie das nicht wagen und ließ ihn mit knappen Worten eintreten.

Mit saurer Höflichkeit führte sie ihn zu den Zimmern; sie waren höchst anständig und solid eingerichtet, und Brandolf erklärte nach flüchtiger Besichtigung, die er mehr zum Scheine vornahm, daß er die Wohnung miete und gleich am nächsten Tage einziehen werde. Ohne die mindeste Freudenbezeugung verbeugte sich die Baronin ein bisschen, von der er übrigens nicht viel sah, weil sie wieder das verhüllende Tuch um Kopf und Hals geschlagen hatte, einer

Kapuze ähnlich, und eine Art grauen Ueberwurfs trug, der sowohl einen Mantel wie einen Hausrat vorstellen konnte. Er eilte, die Veränderung seinen bisherigen Wirtsleuten anzuzeigen. Die waren sehr betrübt darüber, da sie noch nie einen so guten und liebenswürdigen Mieter bei sich gesehen hatten, und da sie selbst ordentliche und wohlgesinnte Leute waren, so nahm sich Brandolfs Entschluß doppelt unbegreiflich aus. Sie konnten sich denselben auch nur dadurch erklären, daß der Herr als ein reicher und unverheirateter studierter Mensch seine Launen und keine Sorge habe, und also sich nach Belieben den Hafer könne stechen lassen.

Erst als Brandolf seine Habseligkeiten in das neue Logement gebracht hatte und sich dort einhäusste, sah er sich genötigt, genauer auf die für solche Mietzimmer ungewöhnliche Ausstattung zu achten. Es waren überhaupt nur drei nach der Straße gelegene Stuben; diese schienen aber mit dem Hausrate einer ganzen Familie angefüllt zu sein und alles von teuren Stoffen und Holzarten gearbeitet. Der Boden war mit bunten Teppichen überall belegt, an manchen Stellen doppelt; in jedem Zimmer standen Sekretäre, feine Schränke, Luxusmöbel, Spieltische und Spiegelgebäude, Sofas und weiche Polsterstühle im Ueberfluß; prächtige Vorhänge bekleideten die Fenster, und sogar an den Wänden drängte sich eine Bilderware von Gemälden, Kupferstichen und allem möglichen zusammen, wie wenn der Wandschmuck eines weitläufigen Hauses da zur Auktion aufgestapelt worden wäre. Erschien der Raum der sonst ziemlich großen Zimmer hierdurch beengt, so wurde der Umstand noch bedenklicher durch einige Edelgestelle, auf deren schwank aufgetürmten Stockwerken eine Menge bemalten oder vergoldeten Porzellans und unendlich dünner Glassachen stand und zitterte wie Espenlaub, wenn ein fester Tritt über die Teppiche ging. An allen diesen Zerbrechlichkeiten war das gleiche Wappen gemalt oder eingeschliffen, welches auch auf der Karte an der Eingangstür prangte über dem Namen der Baronin Hedwig von Lohausen. Als er später schlafen ging, bemerkte Brandolf, daß die Freiherrenkrone nicht minder auf die Leinwand des prachtvollen Bettess gestickt war, welches das eine der beiden Hauptstücke einer ehemaligen Brautaussteuer zu sein schien. Alles aber, trotz der durch die drei Zimmer herrschenden Fülle, war in tadellosem Stande gehalten und nirgends ein Stäubchen zu erblicken.

(Fortsetzung folgt.)